

Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat,
sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir
recht eigentlich leben.

Theodor Fontane

Für meine Söhne Volker, Rainer, Peter
und ihre Familien

REGINA B. APITZ

EMILIE
UND DER SCHNEE
VON GESTERN

VERLAG N. EBEN

01

alles war gezeichnet von der sengenden Hitze des Sommers.

Die Ferien waren dahingegangen, ohne dass ein Tropfen Regen gefallen war. Und dazu war es seit Wochen fast windstill – ungewöhnlich für eine Stadt, die am Wasser liegt.

So wie das alte Schuljahr aufgehört hatte, fing das neue an: mit Hitzefrei.

Nach der kurzen Begrüßung am Morgen in der Schule traf sich die halbe 8. Klasse im Strandbad, aber großer Jubel über die gewonnene Freizeit wollte nicht aufkommen. Nur Conny, der längste und lauteste unter den Jungs, streckte die Arme zur Sonne und krächte mit geschlossenen Augen: »Frei---heit, Frei---heit!«

Nach einer kurzen Abkühlung lagerte man träge auf dem Holzsteg an der Wasserkante. Die meisten starrten auf ihre Telefone und schwiegen, ab und zu lachte jemand über irgendetwas. Selfies wurden gemacht und an die Nebensitzenden verschickt. Da, wo sich zwei Köpfe über ein Display neigten, saßen die Zwillinge, die grundsätzlich im Doppelpack auftraten und alles teilten. Zum Ballspielen konnte sich niemand aufraffen, denn schon jetzt, am späten Vormittag, war der Sand zu heiß.

Die große Insel lag wie immer an ihrem Platz in der Sonne, aber sie schien leicht zu beben hinter der flimmernden Luft. Vor ihr bewegten sich kreuzende Segelboote. Weiße Fähren und Anglerkähne fuhren mit unterschiedlicher Geschwindigkeit aufeinander zu.

Emilie hielt den Atem an, wenn es in der Ferne so aussah, als würden zwei zusammenstoßen.

Schönwetterwolken zogen unendlich langsam in langer Reihe über den Himmel, als sie zu Nina sagte: »Ich komme mir vor wie eine Lok, die unter Dampf steht, aber nicht losfahren kann.«

Nina lachte: »Du redest ja wie dein Opa ...aber mir geht's auch so. Von mir aus kann die Schule losgehen. Ich freu mich schon auf Liebchen und Merry.«

Hinter den Spitznamen steckten Herr Liebscher und Frau Merian,

die Lieblingslehrer der Freundinnen, die ihre Lieblingsfächer unterrichteten: Deutsch und Geschichte, Kunst und Biologie.

»Und auf den Tanzkurs bei Pfeiffer, auch wenn er ein Affe ist. Wann geht das los? Aber ich möchte mit einem richtigen Jungen tanzen ...«

Emilie machte eine Geste hinüber zu den Jungs: »Du hast die Wahl, Benny oder Freddy oder vielleicht Conny?«

»Pah«, machte Nina verächtlich, »doch nicht mit einem aus der Klasse!«

Emilie lachte, wurde gleich wieder ernst, nahm eine herablassende Haltung ein und flötete mit spitzen Lippen: »Lang und schwank hat keinen Gang – grünes Holz hinterm Ofen getrocknet – und der«, sie verdrehte die Augen, »hat ein Kinn wie die Drossel einen Schnabel!«

»Was soll das, was meinst du?«

Nina war ärgerlich, wenn Emilie wieder einmal etwas Unbekanntes in ihre Rede einbaute und sie den Zusammenhang nicht erkannte.

»Mir fiel gerade ein Märchen ein, wo sich die Prinzessin einen Freier aussuchen soll und ihr keiner gut genug ist.«

»Ah, das Märchen kenn ich, zur Strafe muss sie dann einen Frosch heiraten«, erinnerte sich Nina, die vor ein paar Jahren als Russlanddeutsche mit Eltern und Bruder aus Kasachstan übergesiedelt war.

»Und der verwandelt sich dann in einen Prinzen?«

»Na klar, aber erst muss sie ihn küssen!«

»Bringst du da nicht ein paar Märchen durcheinander?«, lachte Emilie.

»Na und? Hauptsache ein Prinz! Ich nehme den mit dem weißen Pferd!«

Emilie freute sich: »Das sehe ich direkt vor mir ... und höre gerade, wie Pfeiffer sagt: Und das Pferd jetzt bitte im Walzertakt!«

»Mit vier Beinen, wenn das keine Kunst ist!«, ergänzte Nina. Nun nahm sie eine hochmütige Pose ein und sagte mit gespielter Entrüstung: »Mit Verlaub, Eure Majestät, Sie trampeln mir immerzu auf die Füße! Da nehm' ich doch lieber das Pferd!«

Die Mädchen lachten über diese Vorstellung, aber eigentlich war

Emilie mit ihren Gedanken ganz woanders.

»Aber du möchtest doch auch mit einem richtigen Jungen tanzen!«, hakte Nina noch einmal nach.

»Schon, aber Jungs melden sich nur wenige an, man muss sich einen mitbringen. Frag doch mal deinen Bruder«, schlug Emilie vor und streckte sich auf dem Badehandtuch aus.

»Ach nein, wie sieht denn das aus, der ist doch kleiner als ich.«

Nina hing ihren Gedanken nach.

Emilie hatte die Augen geschlossen. Eine Beunruhigung hatte sich in ihrem Herzen eingenistet. Warum saß Karl heute, am ersten Schultag nach den Sommerferien, nicht auf seinem Platz in der Fensterreihe?

Sie hatte in den Ferienwochen oft an den dunklen Lockenkopf gedacht, aber nicht ein einziges Mal war er ihr in der Stadt begegnet, und sie wusste nicht, wo er wohnte. Die Jungs in ihrer Klasse könnten es wissen, aber das hätte nur Gerede gegeben. In den Pausen stand er still bei ihnen, lächelte manchmal, wenn sie sich brüllend auf die Schenkel schlugen. Er war etwas älter als die anderen und hatte die Hände meistens tief in den Taschen vergraben. Wenn sie ihn zum Ballspielen aufforderten, schüttelte er nur mit dem Kopf. Einmal im Musikunterricht hatte er zu aller Überraschung gesungen, klar und sauber, alle drei Strophen, vor der Klasse.

Als er auf seinen Platz zurückging, zischte Conny ihm leise hinterher: »Eh, bist du schwul oder was?«

Nina, die manchmal Gedanken lesen konnte, sagte auf einmal: »Emilie, schläfst du? Ich sag dir jetzt mal was, aber geh nicht gleich in die Luft: Freddy hat über Karl gesagt ›schwuler Zigeuner‹.«

Emilie fuhr wie elektrisiert hoch und saß kerzengerade.

»Was? Freddy? Und die anderen?«

»Haben gelacht«, sagte Nina kleinlaut.

Emilie spürte ihren Herzschlag in den Schläfen. Sie sprang auf die Füße und schaute hinüber zu den Jungs.

Nina setzte sich auf und griff fest nach Emilies Hand.

»Bleib hier!«, sagte sie eindringlich. »Nicht jetzt! Lass uns erst nachdenken. Reg dich nicht auf... bitte.«

»Ich will mich aber aufregen! Das ist doch ... das ist doch oberfies! Freddy ist immer noch der Klassensprecher! Verstehst du? Er spricht für uns alle! Wenn keiner was dagegen sagt, dann denken doch alle, dass es stimmt! Wenn ich dabei gewesen wäre, hätte ich ihn mir vorgenommen und ihm gehörig die Meinung gesagt und nicht gelacht!«

»Und was genau hättest du gesagt?« Nina schaute Emilie erwartungsvoll an.

»Dass er ein Idiot ist, ein Vollidiot, ein ...«

»Stimmt, aber das sind leider keine Argumente, würde Liebchen sagen.«

»Aber immer noch besser, als zu lachen!«

Emilie war wütend. Dann schwieg sie, denn ihr wurde bewusst, dass Nina recht hatte. Sie waren beide seit dem Frühjahr im Klub der »Streitschlichter«, den Herr Liebscher leitete. Alles drehte sich um das Zauberwort »Streitkultur«, die ein hohes menschliches Gut ist, hatte Liebchen gesagt. In einer Auseinandersetzung gute Argumente finden – das kann man üben. Aber das ist anstrengend – leichter ist es, jemanden zu beschimpfen. Wer sich also gerne anstrengt, der ist im Klub willkommen. Es stellte sich bald heraus, dass alles viel schwieriger war, als sie es sich am Anfang vorgestellt hatten.

Um die Mittagszeit wurde die Hitze schon wieder unerträglich. Die kleine Gruppe löste sich langsam auf, die meisten zog es nach Hause.

Als Emilie und Nina ihre Fahrräder sattelten, wurden sie von zwei Jungs aus der 10. Klasse beobachtet. Nina stöhnte: »Dreh dich nicht um, sie kommen her.«

Emilie klemmte ihr Handtuch unter den Gepäckträger und setzte einen Fuß auf die Pedale.

»He, Emilia Galoppi, so eilig?«

»Erstens heißt es Emilia Galotti und zweitens heiße ich Emilie, mit Betonung auf der ersten Silbe«, sagte Emilie schnippisch und nestelte an ihrem Rucksack.

»Eh, cool, und schlau ist sie auch noch.«

»Und ihr, was habt ihr so drauf – und überhaupt: Was genau ist Euer Begehrt?«

Sie hob den Kopf und wartete auf Antwort.

Verblüfft guckten sich die Jungs an und drehten lässig um: »Eh Alter, die tickn nicht richtig!« »Klingonisch oder was!? Komm ... Abflug!«

Nina hatte die ganze Zeit ängstlich geschwiegen. Als die Jungs außer Hörweite waren, klatschte sie mehrmals schnell in die Hände und kicherte: »Das hast du gut gemacht, die sind abgehauen – aber: Was heißt ›Begehrt‹?«

Jetzt lachte Emilie. Dass Opa Theos Märchensprache so einschlagen würde, hätte sie nicht gedacht.

Opä Theo war ein Unikum und zu jeder Jahreszeit mit dem Fahrrad unterwegs. In den heißen Wochen fuhr er an den Leuten, die ihn aufhalten wollten, vorbei und rief ihnen zu: »Ich kann nicht absteigen, ohne den Fahrtwind taue ich auf«, und trat in die Pedale, »bis später.«



SCHNEE zu heißen machte in diesem Sommer besonderen Spaß, kaum jemand unterließ eine Anspielung auf seinen Familiennamen. Aber Theo hatte keine Zeit für Allerweltsgespräche, denn immer redeten sie vom Wetter und dem allgegenwärtigen Klimawandel. Und neuerdings lobten sie die kluge Lebensart der Südländer mit ihrer Siesta – im Jahr davor hatten sie die Griechen und Italiener noch als Faulenzer bezeichnet.

»Und warum wollt ihr dann unbedingt dort Urlaub machen?«, hatte Theo gekontert. »Bleibt doch hier, wo sie alle sooo fleißig sind!«

Aber es gab Tage, da war er still und in sich gekehrt, einsilbig oder antwortete gar nicht. Er grübelte und schlief schlecht. Seine Frau Leonie hatte dann immer Sorge, irgendetwas falsch gemacht zu haben und an seiner Verstimmung schuld zu sein – oder hatte ihr Mann einfach nur schlechte Laune? Sie lernte über die Jahre, mit seinem schnellen Stimmungswechsel umzugehen. Dass die Selbstzweifel aus der Kindheit herrührten und auch nach Jahrzehnten tief in seinem Unterbewusstsein festgingen, wurde ihr langsam bewusst. Die unlängst veröffentlichten Berichte über die Generation der »Kriegskinder« halfen, dass sie ihren Theo besser verstehen konnte.

Nach ein paar Tagen war es wieder vorbei, wenn sie ihn in Ruhe ließ. Am schnellsten konnten ihn seine Enkelinnen auf andere Gedanken bringen – und er war wieder der Alte: liebenswürdig und voller Scherze.

Dann neckte ihn seine Frau: »Du bist ein Piffpaffpoltrie!«

»Ach, meine schöne Katrinelje«, gab er zurück und fasste sie lachend um die Taille.

Theos Sprache sorgte oft für Verwunderung, denn er füllte sie mit längst vergessenen Begriffen, alten Redewendungen und dem Wortschatz aus Märchen und Liedern an. Sie standen in all den vielen Büchern, die sich in der Villa über Generationen angesammelt hatten.

Er kannte sie alle: die grimmschen und Andersens Märchen, die griechischen und nordischen Sagen, das Nibelungenlied, die meisten klassischen Balladen und viele Gedichte, das halbe Wilhelm-Busch-Album und den ganzen »Struwwelpeter« ... er konnte sie auswendig. Er besaß einen griffbereiten Zitatenschatz, den er bei jeder passenden Gelegenheit in seine Rede einfügte.

Wenn zum Beispiel aus Versehen beim Essen etwas unter den Tisch fiel, zitierte er mit wehleidigem Blick: »Was der Vater essen wollt, unten an der Erde rollt.«

Oder wenn eine seiner drei Töchter – Rosalie, Natalie und Stefanie – mit verweinten Augen durch die Welt ging, versuchte er sie zum Lachen zu bringen und schnurrte: »O holde Schöne, was bist du so bleich? Liebeskummer? Alle Großen dieser Welt haben ihn empfunden. Alles schon mal da gewesen. Schlag nach bei Shakespeare oder Heine! Das hilft.«

Das half überhaupt nicht, fanden sie und ärgerten sich über ihren Vater, der angeblich keinen Sinn hatte für ihren untröstlichen Schmerz. Denn schließlich ist ja Literatur nicht das wahre Leben – im wahren Leben ist alles viel schlimmer!

Die Mädchen waren auf diese Weise von Kindheit an in die Bücherwelt der Villa eingesponnen, hatten längst ihre eigenen Entdeckungen mit Lektüre gemacht. Märchen und Erzählungen, Gedichte

und Reime waren in sie hineingewoben wie ein Muster in einen fliegenden Teppich. Und als sie damit aus dem Haus geflogen waren und selbst Familien hatten, gaben auch sie diesen Schatz an ihre Kinder weiter.

Die Bücher aber blieben in der Villa, bei der jüngsten der sechs Cousinen: Emilie.

Theo schwitzte wirklich kaum. Der ehemalige Lokführer, der auf den dampfenden Rössern und später auf den dieselbetriebenen und den elektrischen gefahren war, konnte Hitze gut aushalten.

Er feuchtete sein Taschentuch an, nachdem er jeden Zipfel zu einem kleinen Knoten gemacht hatte, legte es sich über den Kopf und deutete schmunzelnd eine Verbeugung an: »Heute gibt's kalte Platte!«

»Du willst doch nicht so auf die Straße!«, sagte Oma Leonie und verdrehte die Augen.

»Passt! Ach, ich spüre es bis in meine äußersten Wurzeln ...« – und er bewegte sich wackelnd mit Armen und Beinen, als würde die kühlende Nässe in seinen Füßen angekommen sein.

Die Haustür war zu hören. Mit drei Schritten war Opa Theo an der Wohnungstür, die in die Diele führte. Um diese Zeit kam Emilie aus der Schule. Er riss die Tür auf.

»Parole Emil!«, rief er fröhlich und hielt die Hand hoch zum Abklatschen.

»Du willst doch nicht etwa so auf die Straße gehen?«, fragte Emilie erschrocken.

Opa Theo war der einzige, der sie Emil nennen durfte. Als seine Tochter Stefanie schwanger wurde, hatte er heimlich gehofft, dass nun endlich einmal ein Junge geboren würde, dem er später mal seine Modelleisenbahn vererben könnte. Außerdem verehrte er berühmte »Emils«, zum Beispiel Emil Tischbein, Emil Nolde, Emil Zatopek ... Aber es wurde wieder ein Mädchen und wieder musste – einer Familientradition folgend – ein Mädchenname mit -ie- am Ende gefunden werden. Nachdem der Familienrat getagt hatte, nahm man den Vorschlag von Uroma Valerie an: Emilie.

Nachdem er die Tür hinter sich zugezogen hatte, sagte er leise: »Am Sonntag ist Trödelmarkt, kommst du mit?«

»Klar«, sagte Emilie. »Aber nur, wenn ich meine eigene Runde gehen darf, Opa.«

Er kannte die meisten Händler und ging manchmal nur für einen Schwatz zu ihrem Stand.

Unermüdlich suchte er nach Teilen für seine Modelleisenbahn, die etwas »ganz Großes« werden sollte, aber noch in Kisten und Kästen schlummerte, weil er angeblich keinen Platz zum Aufbau hatte. Als Kind hatte er eine Bahn, die immer nur im Kreis fuhr, weil er keine Weiche hatte. Der Aufbau dauerte stundenlang – eine Bahnrunde eine halbe Minute! Aber nun würde er eines Tages auf dem riesigen Dachboden seine Anlage einrichten, mit allen Schikanen, mit Glanz und Gloria, mit Tamtam und Trara, mit richtigem Strom und echtem Wasser!

Bis jetzt aber war der Dachboden noch angefüllt mit – Opa sagte – wertvollen Gegenständen, die alle ihre Geschichte haben, mit dem Haus- und Familienschatz, mit Erinnerungen an unsere Vorfahren.

Sein Schwiegersohn Robert schimpfte: vollgestellt mit Gerümpel, Sperrmüll, Staubfängern, Altpapier, Schrott, Krimskrams.

Dieser Konflikt hatte sich über die Jahre zu einem regelrechten Familienärgernis ausgeweitet. Immer mal wieder gerieten die beiden Männer wegen des Dachbodens aneinander – deshalb gingen sie sich möglichst aus dem Weg. Ihre Frauen aber waren über diesen Zustand unglücklich und ratlos. Ihr Harmoniebedürfnis war groß, denn Unfrieden zehrt auf Dauer an den Kräften. In früherer Zeit hätte man gesagt: Der Hausseggen hängt schief.

Die Villa selber aber hatte die wechselnden Zeiten gut überstanden, düstere und traurige, aber ebenso auch fröhliche und sonnige. Seit hundert Jahren thronte sie wie ein kleines Schloss auf ihrem Anwesen am Knieperteich und schaute mit der Gartenfront auf den Werder, eine kleine bewaldete Insel. Als sie gebaut wurde, hatte man aus ihren Fenstern den unverstellten Blick auf die mittelalterliche

Kulisse hinter der Backsteinmauer. Heute waren die Bäume so riesig, dass man dahinter kaum etwas erkennen konnte.

In den hochherrschaftlichen Zeiten bot die Villa besten Komfort in bester Lage: an der Straßenfront eine Auffahrt für die Limousine, eine holzgetäfelte Diele mit Treppenaufgang, hohe sonnendurchflutete Zimmer in zwei Stockwerken, eine halbrunde Terrasse mit breiter Treppe, die in ein grünes Paradies führte, Blumenrabatten, Gemüse- und Obstgarten, kleine Wohnungen für Bedienstete im Keller und unterm Dach, eine hochmoderne Niederdruck-Warmwasserheizung ... Wer hier wohnen durfte, musste ein glücklicher Mensch sein!

Mit den Jahren aber wurde die Villa ein altes Haus, das zunehmend Nerven und vor allem Geld kostete. Opa Theos Flickschusterei und sein Erfindungsreichtum in Ehren – längst hätte nicht nur die Heizung von Grund auf saniert werden müssen.



Wohnhaus
Strassenfront
Teichstraße

18. u. 12. Dez. 22
Stadtbaurat
W. J. J. 1923

Der Bauherr: Johann Schum *Der Architekt: Altmann*

flohmarkt war immer sonntags, die Stände waren über den ganzen Parkplatz verteilt.

Opa Theo brauchte angeblich jemanden »zum Schleppen«, falls er »den großen Fund« machte. Und auf zwei Gepäckträgern kann man mehr wegschleppen! Er fand auch immer etwas, das man als »Geschenk« in der großen Familie verteilen konnte. Er behauptete, dass es dort wahre Schätze gäbe und dass man manches einfach retten müsse!

»Wir sind eine Wegwerfgesellschaft!«, schimpfte er. Neulich hatte er drei Stockschirme gerettet und die standen nun in einem Schirmständer in der Diele neben der Haustür. Die Stoffkanten waren mit Fransen verziert, aber die Griffe hatten Intarsien aus Perlmutter – eine meisterhafte und wertvolle Einlegearbeit, sagte Opa. Vielleicht regnet es ja und einer möchte »trockenen Fußes«, wie er sagte, »von A nach B gehen«.

»Opa, ich setz die Kapuze auf, wenn es regnet«, hatte Emilie gesagt. »Ich brauche keinen Schirm. Wie soll das gehen mit dem Fahrrad!«

Opa war an einem Stand stehengeblieben und hatte einen Aktenstapel unterm Arm. Das gab ihr zu denken, denn wenn er seinem Schwiegersohn Robert begegnete, wäre der Ärger vorprogrammiert.

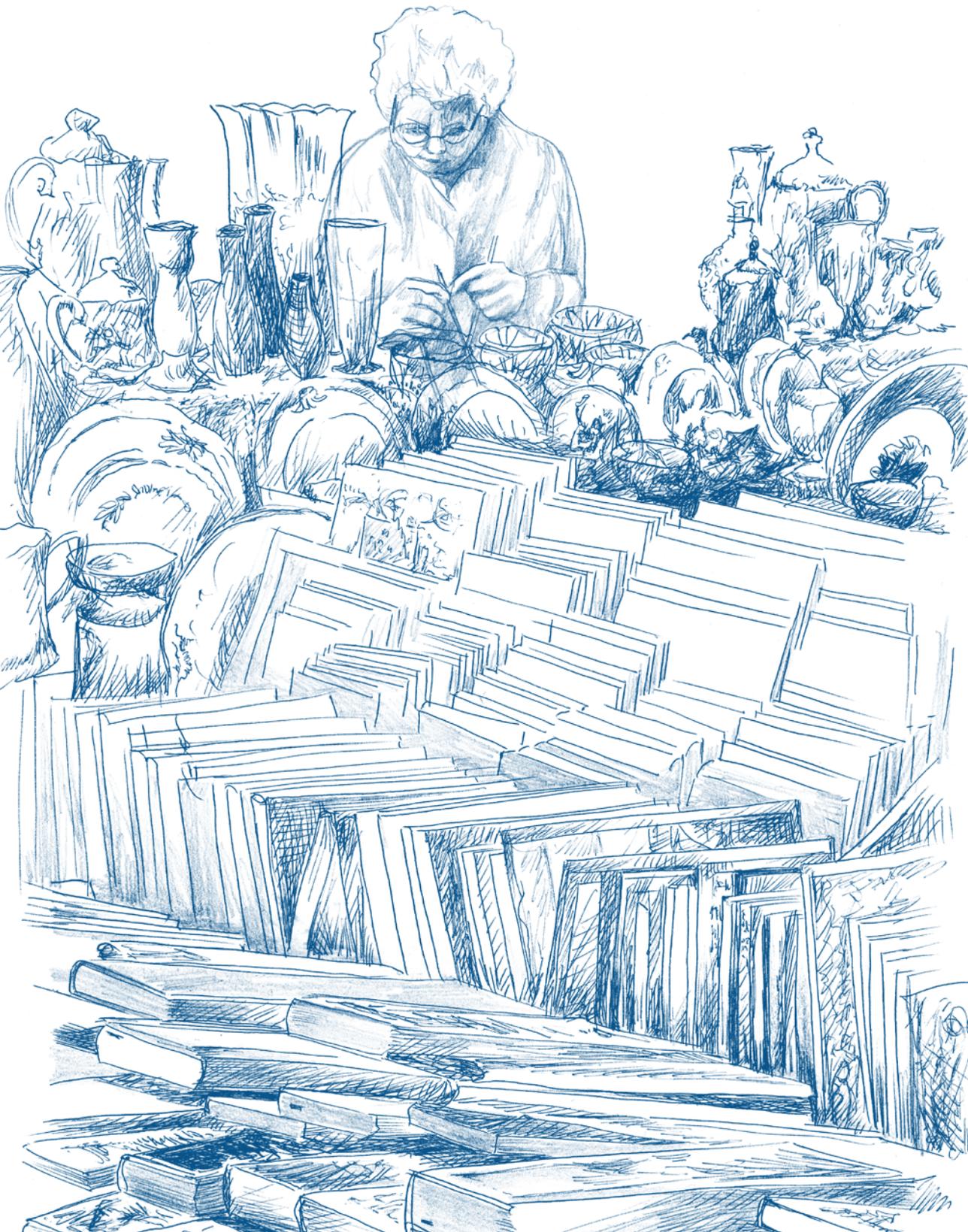
Ein Wollknäuel rollte ihr vor die Füße. Emilie stoppte es und hob es auf. Sie verfolgte den Faden bis zu einer älteren rundlichen Frau, die hinter einem Tisch mit Büchern saß und strickte. Als sie lächelte, konnte man ihre großen Zähne sehen. Emilie wunderte sich: Das Gesicht kam ihr bekannt vor.

»Darf ich dir was schenken? Such dir was aus«, sagte sie freundlich.

Das war Emilie peinlich. Sie fädelt die Wolle unter dem Tisch durch und lehnte dankend ab. Da reichte ihr die Frau ein schmales Buch im blauen Pappereinband über den Tisch.

»Nimm es, du könntest es einmal brauchen.«

Diesen Satz kannte sie, der stand in irgendeinem Märchen! Etwas verwirrt und aus Höflichkeit nahm sie das Geschenk an.



Eine WhatsApp-Nachricht meldete sich in der Hosentasche. Von Nina. Ein Foto mit Text: Guck mal – fertig!

Das Herbarium! Morgen war Abgabe! Die Blätter und Blüten lagen noch zwischen den Buchseiten auf dem Dachboden!

Sie schickte ein heulendes Smiley zurück: Vergessen, hast du Klebestreifen? Um 5 bei mir?

Emilie fand ihren Opa zwischen den Bücherkisten und rief ihm zu: »Opa, komm, mach Dampf! Ich hab eine Hausaufgabe vergessen, es ist höchste Eisenbahn. Was willst du denn mit dem Altpapier?«

Auf seinem Gepäckträger klemmte ein dicker alter Ordner.

»Ihr werdet euch noch alle wundern«, sagte er bedeutungsvoll. »Und was hast du da? Zeig mal! Ein Buch? Na so was, du hast doch schon zwei!« Er lachte über den uralten Witz, als hätte er ihn gerade erst erfunden. »Aha, eine Fremdsprache ...!«, spottete er, als er den Buchtitel sah.

Jetzt erst merkte Emilie, dass sie die Schrift auf dem Einband gar nicht lesen konnte! Ein schönes Geschenk! Sie traten in die Pedale.

Auf dem Fahrradweg lag ein Haufen Sperrmüll, um den sie einen Bogen fahren mussten.

Opa bremste und sprang ab: »Halt mal! Liegt dort eine Erika?«

Emilie machte einen langen Hals, konnte aber keine Frau sehen, und warum sollte sie liegen? Eine Leiche!?, dachte sie für Sekunden.

»Ich werd' verrückt! Eine Erika! Dort, der hellbraune Koffer, eine Schreibmaschine!«

Er räumte Bretter und Stuhlreste beiseite und suchte vorsichtig Halt auf wackligen Küchenteilen. Emilie verdrehte die Augen.

»Opa, das ist voll peinlich, komm, wenn uns hier jemand sieht! Du hast doch schon 'zig Schreibmaschinen gerettet! Was willst du denn damit?«

Schließlich schrieb er längst alles nur noch auf seinem Laptop! Vor ein paar Wochen konnte Emilie ihn überreden, Nina eine Freude zu machen und ihr ein altes Modell aus seiner Sammlung zu überlassen. Seitdem kam immer mal wieder ein »getippter« Gruß an den

Opa, verziert mit Musterkanten aus wechselnden Buchstaben.

Nachdem Opa die »Erika« unter akrobatischen Verrenkungen herausgefischt hatte, öffnete er vorsichtig das Schloss und klappte den Kofferdeckel hoch.

»Diese Banausen, das ist alte Technik vom Feinsten!«

Eine tadellose Tastatur kam zum Vorschein, alles war unversehrt, sogar das Farbband. Während sie mit einem Spanngurt den Fund auf Emilies Gepäckträger festzurrtten, schimpfte er weiter vor sich hin.

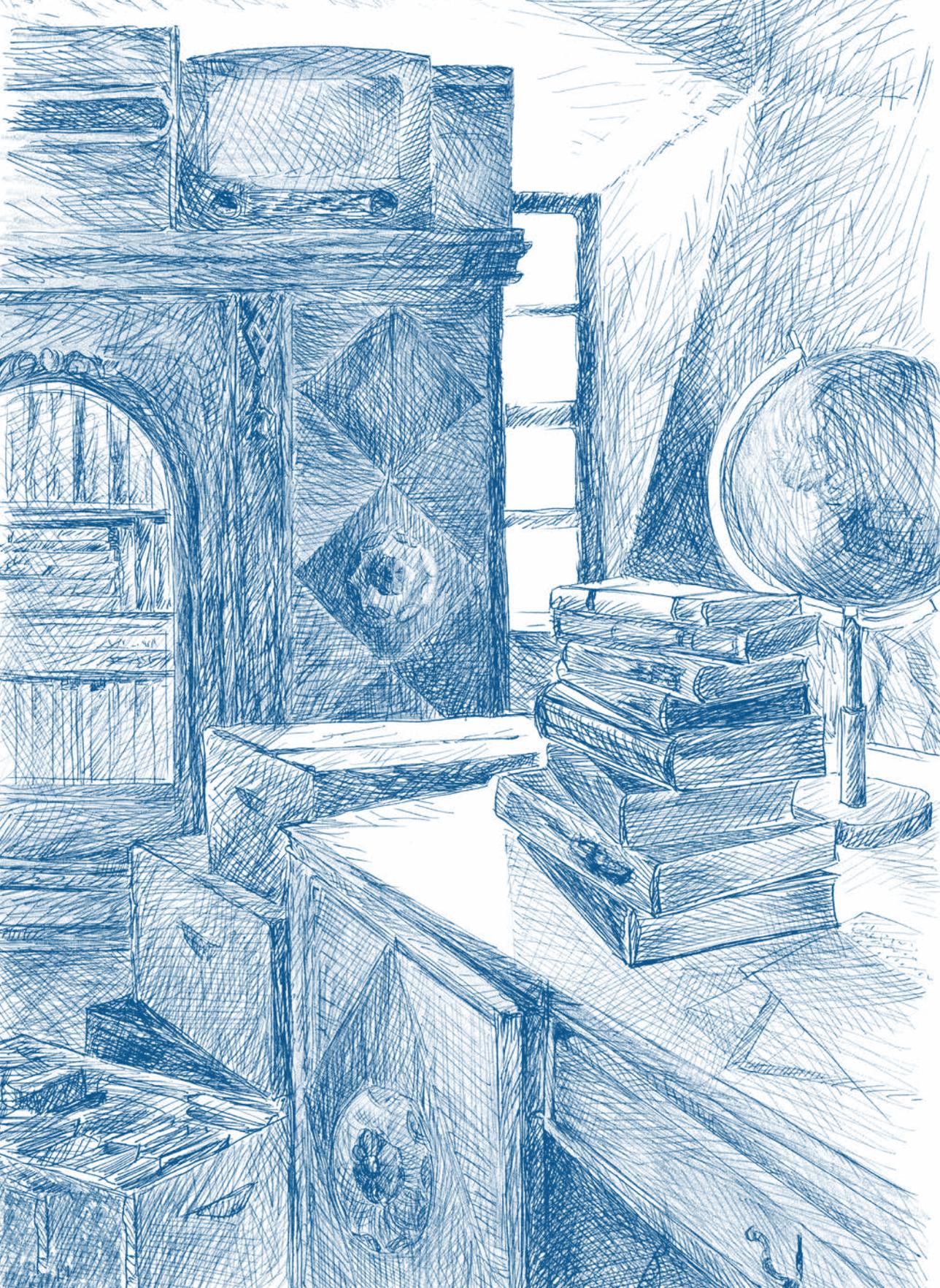
Ouf dem Dachboden, der mit Ausnahme der Mädchenkammer über die gesamte Haustiefe reichte, roch es nach warmem Holz und getrockneten Apfelscheiben. Alle aufgestaute Wärme des Sommers schien hier versammelt. Spatzendreck lag auf der Treppe. Seit Jahren nisteten sie zwischen den Sparren, irgendwo flogen sie ein und aus und hatten inzwischen Hausrecht.

Emilie allerdings sollte hier nicht sein. Ihre Furcht vor den finsternen Ecken war noch immer nicht ganz verflogen, aber trotzig widerstand sie den letzten Spuren ihrer Kindheitsängste: Hat sich da jemand versteckt und springt gleich auf sie zu? Seit einiger Zeit bemerkte sie an der Art und Weise, wie Eltern und Großeltern ihr den Dachboden ausreden wollten, etwas Geheimnisvolles, das sie magisch anzog. Sie sagten, da oben stehe und liege der »Schnee von gestern«. Das waren Truhen, Kisten, Reisekörbe, Kleiderschränke, Stühle und Regale, ein Klavier, eine Schneiderpuppe, eine Nähmaschine, ein riesengroßer Spiegel, Teppichrollen, Bettgestelle, leere Bilderrahmen, Schreibmaschinen, Kartons mit rätselhaftem Inhalt – das alles stand hoch aufgestapelt wie in Inseln zusammen. Die schmalen Pfade zwischen den mächtigen Möbeln lagen in völliger Dunkelheit, weil die Dachfenster zugestellt waren.

Na, Opa, dachte sie, »Schnee von gestern« – bei der Hitze!

Emilie und Nina hatten leise die Villa betreten, waren dicht am Geländer in den ersten Stock geschlichen und balancierten nun barfuß über die Treppenstufen zum Dachboden. Oben angekommen musste man immer noch aufpassen, dass es nicht knarrte, denn unter ihnen in der Wohnung konnte man hören, wenn jemand über die ausgetrockneten Dielen lief.

In dem halbrunden Erker war Tageslicht, das durch die Gauben hereinfiel. Das hundertjährige Herrenzimmer war so zusammengeschoben, dass es eine Zimmereinrichtung bildete: ein eichener Bücherschrank mit Glastür, ein ausladender Schreibtisch, ein runder Tisch mit Mittelfuß und ein abgedecktes Samtsofa mit geschwungener Rückenlehne. Man hätte denken können, dass sich hier jemand



eingrichtet hatte, so wohnlich stand alles beieinander. Längst hatte Emilie alles untersucht. In den Schubfächern des Schreibtisches lagerte Schreibgerät unterschiedlichster Art, in alten Zigarrenschateln fein säuberlich ausgerichtet: angespitzte Vogelfedern, Holzfederhalter, metallene Schreibfedern mit unterschiedlichen Spitzen, Bleistifte in Mengen, Tintenfässchen mit vertrocknetem Inhalt und – Papier! Ungeöffnete Pakete mit Schreibpapier, Durchschlagpapier, Blaubogen, Kohlepapier, Schulhefte ... ein Lager wie in einem Schreibwarenladen!

Hinter der gläsernen Mitteltür des Bücherschranks war eine 24-bändige prächtige Lexikonausgabe zu sehen, die Goldene Bibliothek des Wissens, die Große Literaturgeschichte, Himmelskunde, Zeichenschule stand auf den Buchrücken – diese Bände hatte schon lange niemand mehr aufgeschlagen.

Hier hatte Emilie ihr Herbarium vorbereitet, hier fand sie die schwersten Bücher, hier würde alles schnell trocknen. Mehrmals war sie in den Ferien hochgeschlichen, um das Papier zum Trocknen der Pflanzen zu wechseln. Und nun hätte sie fast den Abgabetermin verschwitzt!

Nina war der Ausflug in diese geheimnisvolle Welt nicht geheuer. Sie hielt sich die Nase zu und flüsterte: »Hier kann man sich ja vergiften.«

Die frühere Mädchenkammer war abgeschlossen und durch das Schlüsselloch konnte man nichts sehen. Dort hatten in den vergangenen Zeiten die Bediensteten gewohnt. Emilie hätte zu gerne mal einen Blick hineingeworfen. Natürlich saß dahinter keine böse Fee mehr und spann, wie man ihr früher weismachen wollte. Aber eine verschlossene Tür erweckt immer Neugier. Was mag sich dahinter verbergen?

Sie nahmen vorsichtig die getrockneten Blüten und Blätter, die zwischen Zeitungspapier in den Büchern lagen, heraus und freuten sich über das Ergebnis. Alles Kreuzblütler, wie die Aufgabe gelauret

hatte. In ihrem Zimmer lagen schon die beschrifteten Zeichenblätter und die Folientaschen bereit, jetzt musste nur noch alles mit Klebestreifen vorsichtig fixiert werden.

Emilie öffnete leise die linke Schranktür, ein feiner fremder Duft schwebte heraus.

»Nina, schnuppere mal, wonach riecht das?«

Nina näherte sich vorsichtig, bewegte die Nasenflügel und sagte: »Das ist Schnupftabak oder Zigarre oder so ähnlich ... das kenn ich von meinem Vater.«

»Vielleicht hatte hier früher jemand seine Zigaretten versteckt«, sagte Emilie nachdenklich.

Sie stellte die schweren Bücher behutsam wieder zurück hinter die Glastür.

»Und wonach riecht es hinter der rechten Tür?«, fragte Nina neugierig.

»Das wüsste ich auch gern, aber die ist abgeschlossen.«

Sie probierten, ob vielleicht einer der anderen Schlüssel passte. Die Tür klemmte ... und dann staunten sie beide: Große Bände mit breiten Rücken standen und lagen dicht hineingepresst in den Fächern.

»Was für riesige Bücher! Und es riecht ... nach Leder!«

»Das sind keine Bücher ... das sind Fotoalben, die hat mein Uropa gemacht! Uroma hat davon erzählt!«, flüsterte Emilie aufgeregt. »Und mein Papa schimpft immer, dass hier oben noch Fotos in Massen liegen!«

Sie wollte ein Album herausziehen, aber sie hatte sein Gewicht unterschätzt. Nina fasste zu und beide zogen mit einem Ruck das Album aus dem Stapel hervor.

Ein Foto fiel heraus – im gleichen Moment krachte ein Einlegeboden auf die darunter stehenden Alben, ein dicker Band rutschte aus dem Fach und polterte auf die Dielen. Die Mädchen waren starr vor Schreck. Es war Sonntag, alle waren im Haus.

»Jetzt gibt's Ärger«, stöhnte Emilie, »mal sehen, wer zuerst hochkommt.«

Alles blieb still.

Nina hob das Foto auf. Es war so groß wie eine Postkarte. Die Rückseite war beschrieben.

»Krass, guck mal, AN EMILIE – das ist an dich, von ... KARL.«

»An mich? Von Karl? Wieso?«

Sie wurde rot.

»Nein, das muss alt sein. Was ist das für eine Schrift? Ist das Russisch?«

Nina schüttelte den Kopf, Russisch war das nicht.

»Das sind nur Zacken und Schleifen, könnte eine Geheimschrift sein!«

